

JOHN LESCROART

DAS INDIZ



Weltbild

Dismas Hardy, Bezirksstaatsanwalt in San Francisco, macht eine grausige Entdeckung, als er zufällig bei der Autopsie eines Hais zugegen ist: Aus dem Magen des Tieres kommt eine männliche Hand zum Vorschein, an der sich ein Jadering befindet. Was zunächst wie ein Unfall aussieht, erweist sich schnell als Mord. Als Opfer wird der einflussreiche Geschäftsmann Owen Nash identifiziert. Alle Spuren führen Hardy zunächst zu der Geliebten des Toten, der Edel-Prostituierten May Shinn, die laut Testament zwei Millionen Dollar erben wird. Doch plötzlich taucht ein zweiter Verdächtiger auf - ein angesehener Richter und ehemaliger Kunde von May Shinn. Je weiter die Ermittlungen voranschreiten, desto komplizierter wird der Fall, bis Hardy schließlich ganz unerwartet auf das entscheidende Indiz stößt.

Die Serienhelden von John T. Lescroart sind Dismas Hardy, ein früherer Polizist, Staatsanwalt und jetziger Anwalt sowie Abe Glitzky, ein Leitender Inspektor der Mordkommission.

Dismas Hardy und Abe Glitzky

1. Der Deal
2. Die Rache
3. Das Indiz
4. Das Urteil
5. Die Farben der Gerechtigkeit
6. Der Vertraute
7. Gnade vor Recht
8. So wahr mir Gott helfe
9. Die Anhörung
10. Der Schwur
11. Eherne Gesetz
12. Dünnes Eis
13. Das Motiv
14. Das Gesetz der Jagd
15. Mordverdacht

16. Schattenkampf

John T. Lescroart

Das Indiz

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Dirk Mueller und Tina Bienert

Weltbild

John Lescroart begann schon während seines Studiums in Berkeley mit dem Schreiben, entschied dann aber Rockmusiker zu werden und tourte mit seiner Band u.a. durch Europa. Nach einer schweren Krankheit und elf Tagen im Koma beschloss er, es noch ein letztes Mal mit einem Roman zu versuchen und eroberte mit seinem ersten Justizthriller auf Anhieb die US-Bestsellerlisten. Heute lebt er als freier Schriftsteller in Davis, Kalifornien. Seine Bücher sind internationale Erfolge.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Hard Evidence.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by John T. Lescroart

All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form. This
edition published by arrangement with Dutton, an imprint of Penguin Publishing Group, a
division of Penguin Random House LLC

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1995 by Wilhelm Heyne Verlag, in der Penguin
Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Übersetzung: Dirk Muelder und Tina Bienert

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-224-8

Dieses Buch ist meiner Frau Lisa gewidmet, die immer für mich da ist;
und meinem alten Freund, dem ehemaligen Marinesoldaten und
Polizisten, jetzigen Barkeeper und Schauspieler Nishion Matosian Don
Matheson.

Danksagung

Für die erste Inspiration und die weitere Betreuung danke ich Joel T. Kornfeld und Al Giannini.

Eine Vielzahl anderer Fachleute hat mir bei diesem Buch geholfen. Unter ihnen mehrere Juristen aus dem Büro des Bezirksstaatsanwalts von San Francisco: Jim Costello, Susan Eto, Jerry Norman und Bill Fazio. In meinem Wohnort Davis bedanke ich mich bei dem Anwalt Steve Shaffer. Die beträchtlichen Freiheiten, die ich mir mit den Staatsanwälten in San Francisco genommen habe, beruhen auf reiner Fiktion, und das Ergebnis ähnelt in keiner Weise ihnen selbst oder irgendwelchen anderen Mitgliedern dieses sehr professionellen, effizienten und entgegenkommenden Anklägerteams.

Die nichtjuristischen Beiträge waren nicht weniger wichtig: Der Gerichtsmediziner Dr. Boyd Stephens aus San Francisco war besonders großzügig mit seiner kostbaren Zeit, genauso wie Tristan Brighty, Mike Hamilburg, Joanie Socola, Dr. Phil Girard, Mark Detzer und Bob Eisele. Alle haben wesentlich zum fertigen Buch beigetragen.

Schließlich möchte ich noch meinen beiden kleinen Kindern Justine und Jack für ihre wundervolle Einstellung und ihr Benehmen während der meisten Zeit, die ich mit der Vollendung dieses Werkes beschäftigt war, danken.

Falls irgendwelche technischen Fehler vorkommen, sind sie allein dem Autor zuzuschreiben.

»Jahr für Jahr, wenn nicht sogar Tag für Tag, riskieren wir unser Seelenheil, indem wir uns auf irgendeine Prophezeiung verlassen, die auf unvollständigem Wissen beruht«.

– OLIVER WENDELL HOLMES junior
Richter des US-Supreme Court 1902–1932

Erster Teil

Bis zur Hüfte ging Dismas Hardy das eisige, grüne Wasser. Er schritt hindurch, und seine Finger in den Gummihandschuhen lagen auf den Rückenfinnen eines sechs Fuß langen weißen Hais.

Draußen in der weiten Welt war es kurz vor zwei an einem Sommermorgen, aber hier drinnen im Steinhart-Aquarium gab es keine Zeit. Grüne Wände umgaben das Becken, in dem Dismas umherwanderte, sie waren feucht von dem Nebel, der sich daran niedergeschlagen hatte. Das Licht der Lampen über Dismas Hardy spiegelte sich darin. Außerhalb des Raums brummte ein Motor.

Hardy hörte nur das Plätschern und Glucksen des Wassers, das hinter ihm wieder zusammenfloss, während er hindurchging, immer im Kreis, allein in dem runden Becken.

Gegen sieben Uhr abends hatte Pico Morales ihn angerufen. Hatte ihn gefragt, ob er Lust zum Herumlaufen hätte. Wenn Pico anrief, hieß das: Irgendein Fischerboot hatte einen weißen Hai gefangen, wollte ihn loswerden und rief das Aquarium an, ob es ihn haben wollte. Die Haie tummelten und paarten sich draußen vor den Farallons, den Felseninseln, und das Steinhart-Aquarium – oder Pico, dessen Kurator – wollte unbedingt einen lebendigen haben. Das Problem war, dass die Tiere so traumatisiert oder verwundet oder beides waren, wenn man sie fing, dass keines von ihnen überlebte. Sie waren dann zu erschöpft und konnten sich allein nicht mehr vorwärtsbewegen. Sie brauchten jemand, der sie durch das Wasser bewegte, denn sie mussten weiterschwimmen, um Luft zu bekommen.

Es war Hardys dritte und letzte Ein-Stunden-Schicht in dieser Nacht. Er hatte abwechselnd mit ein paar anderen Freiwilligen gearbeitet, und nun musste jeden Augenblick Pico wiederkommen. Hardy ging also nur noch gedankenlos durchs Wasser, setzte einen Fuß vor den anderen und zog das halbtote Monster mit sich herum.

In der ersten Pause hatte er den Kälteschutzanzug abgestreift, sich umgezogen und war für ein oder zwei Guinness ins Little Shamrock hinübergegangen. Hardys Schwager, Frannies Bruder Moses McGuire, war nicht da gewesen. Lynne Leish arbeitete wie jeden Sonntag hinter

der Bar, und Hardy hatte seinen Drink mit nach hinten genommen und dagesessen und mit niemandem geredet.

In der zweiten Pause war er hinausgegangen und über den Zaun in den japanischen Teegarten gestiegen. Er hatte auf einer Holzbrücke gesessen und dem Plätschern des künstlichen Gewässers gelauscht, das zwischen den Bonsais und Pagoden dahinfloss. Wie immer in San Francisco während des Sommers hing der Nebel über der Stadt, und das machte den Abend nicht gemütlicher.

Hardy achtete nicht auf Pico, der jetzt hereinkam. Plötzlich stand er neben dem Becken, und sein riesiger Wanst brachte den Schutzanzug beinahe zum Platzen. Sein großer schwarzer, herabhängender Schnurrbart wurde immer nass, wenn er die dampfende Tasse an die Lippen brachte. »Hey, Diz!«

Hardy zwang seine Beine zum Weitergehen, hob den Kopf und grunzte.

»Was macht das Baby?«

Hardy blieb nicht stehen, ging weiter. »Weiß ich nicht.«

Pico setzte die Tasse auf den Rand des Beckens und ließ sich ins Wasser hinunter. Er zitterte, als das kalte Wasser durch seinen Anzug drang. Das nächste Mal, als Hardy an ihm vorbeikam, packte Pico den Hai und kraulte ihm den Bauch. »Lass ihn los«, sagte er.

Hardy ging noch zwei Schritte weiter, dann ließ er die Rückenfinnen los. Der Hai kippte nach vorn und stieß mit der Nase abwärts gegen die Fußbodenkacheln des Beckens.

Pico seufzte. Hardy stützte sich mit dem Ellbogen gegen den Beckenrand. »Kein Familienleben«, sagte Pico. »Daher kommt das.«

»Kommt was?«, Hardy keuchte.

»Ich glaube, diesen Burschen fehlt der Lebenswille. Gleich nach der Geburt ausgesetzt, sollen sie für sich selbst sorgen. So kommen sie mit Drogen in Berührung, geraten in schlechte Gesellschaft, fressen Junk Food. Wenn wir sie erwischen, sind sie schon geliefert.«

Hardy nickte. »Gute Theorie.«***

Pico saß im Schutzanzug auf dem Rand des Beckens, sein riesiger Bauch wölbte sich wie ein Tumor. Er schlürfte Kaffee mit Brandy. Der Hai lag

immer noch mit der Nase am Boden im Wasser. Pico sagte kein Wort, als er Hardy den Kaffeebecher gab.

»Wir machen irgendetwas falsch, Piek.«

Pico nickte. »Ich stimme dir zu. Bist auf 'ner heißen Spur, Diz.«

»Sie sterben alle. Keiner überlebt es, richtig?«

»Ich glaube, dieser hier hat eine Überdosis. Wahrscheinlich genau ins Herz abgedrückt.« Er nahm den Kaffeebecher wieder an sich.

»Verdammte Junkies, diese Haie!«

»Kein Familienleben«, sagte Hardy.

»Stimmt.« Pico plumpste ins Wasser und ging auf den Hai zu. »Hilfst du mir, den Hundesohn rausziehen und den Bauch aufmachen? Im Dienst der Wissenschaft?«

Hardy leerte Picos Kaffeebecher, seufzte und rollte die Trage heran. Pico hatte einen Strick um die Schwanzflosse des Hais gebunden und legte ihn über die Rolle des Flaschenzugs, der von der Decke herabhing. Plötzlich zuckte der Schwanz, und Pico sprang zurück, als ob ihn etwas gebissen hätte. »Dreckiger Fixer, feiger Schweinehund! Der lebt noch!«

»Letzte Zuckungen, oder was?« Hardy wollte den Hai nicht aufschneiden, falls er noch nicht tot war.

»Ein Cha-Cha-Cha ist das nicht, Diz. Zieh mal an dem Viech, bitte!«

Hardy zog, und der Hai kam aus dem Wasser, langsam und schwer. Hardy schwenkte ihn zur Trage hin. Er wartete, während Pico sich aus dem Becken herausarbeitete.

»Mir fällt ein Gedicht ein«, sagte Hardy. »Frühling, Sommer, Herbst und Winter, ihr seht aus wie ein dicker Hintern.«

Pico hörte nicht hin und streckte die Hand nach dem Kaffeebecher aus. »Muss ich mir solche Beleidigungen von jemandem bieten lassen, der sich an meinem Kaffee vergreift?«

»Ach, da war Kaffee drin?«

»Und ein bisschen Brandy. Gegen den Nachgeschmack.«

Sie kippten den Hai auf die Seite. Pico ging in seinen Arbeitsraum und kam eine Minute später mit einem Skalpeller zurück. Er zog damit eine Linie vom Bauch des Hais bis hinauf zu den Kiemen, und die Magenöhle lag offen. Er schnitt einen Streifen Fleisch ab und reichte

ihn Hardy. »Lust auf Sushi?«

Im Becken gurgelte es. Hardy beugte sich über die Trage und achtete darauf, dass er Pico nicht im Licht stand, während er schnitt. Pico griff in den Bauch hinein und holte allerlei Sachen heraus – zwei oder drei kleine Fische, ein Stück Treibholz, einen Gummiball, eine Konservendose.

»Junk Food«, murmelte Pico.

»Das sagtest du schon«, sagte Hardy.

Pico griff wieder hinein und holte etwas heraus, das wie ein Seestern aussah. Er zog es hoch und betrachtete es aufmerksam.

»Was ist das?«, fragte Hardy.

»Ich weiß nicht. Es sieht aus –« Plötzlich, als hätte ihn eine Tarantel gestochen, schrie Pico auf, sprang zurück und warf den Gegenstand auf den Fußboden.

Hardy ging hin, um ihn sich anzusehen.

Obwohl schon halb verdaut und von Schleim bedeckt, war immer noch zu erkennen, worum es sich handelte. Es war die Hand eines Menschen, am Gelenk abgetrennt. Der Zeigefinger fehlte, und am kleinen Finger steckte ein meergrüner Jadering.

Hardy erwartete, dass die Bullen als Erste auftauchen würden. Wahrscheinlich kannte er sie aus der Shamrock-Bar, wo sie sich von Zeit zu Zeit sehen ließen, um nicht in Vergessenheit zu geraten. Manchmal ging es beim Iren ein wenig rau zu, da half es, wenn die Jungs in den blauen Uniformen etwas Zivilisation in den Laden brachten. Ganz ohne ging es nun einmal nicht.

Während der letzten neun Jahre hatte Hardy tagsüber als Barkeeper gearbeitet. Erst seit vier Monaten, seit Rebecca geboren war und er und Frannie geheiratet hatten, saß er wieder beim Bezirksstaatsanwalt.

Hardy und sein einstiger Boss, jetziger Freund, Partner und Schwager Moses McGuire konnten beide ganz gut mit dem Eichenholzknüppel umgehen, der unter der Registrierkasse hing. McGuire, Doktor der Philosophie und einem Drink selten abgeneigt, hatte zweimal unliebsame Gäste durch die große Fensterscheibe nach draußen befördert. Meistens stieß er sie allerdings, in alter Western-Manier, durch die Schwingtüren hinaus. Trotzdem war weder Hardy noch Moses auf das Hinauswerfen besonders versessen – kein guter Kneipenwirt tat so etwas gern –, doch beide hatten von Zeit zu Zeit die Hilfe der Streife in Anspruch nehmen müssen. Das Shamrock war keine »Bullenbar«, aber wenn die Jungs von der Park Station während ihrer Freizeit einen Drink brauchten, bekamen sie den selbstverständlich umsonst.

Hardy stand jetzt am Eingang des Aquariums. Das schwarz-weiße Polizeiauto tauchte auf. Der Lichtkegel des Suchscheinwerfers glitt über die Fassade des Hauses. Es war zwei Uhr fünfzehn, pechschwarze Nacht, und von der Straße bis zum Eingang des Gebäudes erstreckte sich eine zwanzig Meter lange betonierte Fläche. Hardy hatte Verständnis dafür, dass sie nicht gern in eine Falle liefen. Er trat aus dem Eingang hinaus ins Freie.

Zusammen gingen sie durch die dunstige Halle nach hinten zu den Wasserbecken. Das Licht, das von oben kam, war schwach und grünlich. Die beiden Polizisten folgten Hardy, während die

Wasserbecken des Aquariums, durch das sie gingen, gurgelten und rülpsten. Ja, er kannte die beiden Polypen – Dan Soper, den Fullback, und Bobby Varela, den Sprinter. Hardy dachte an das Bild, das sie abgaben: dieses Knirschen des Leders, Klatschen der Pistolentaschen, Bumm-Bumm-Bumm der dicken Stiefel, Klingeln der Handschellen und Schlüssel. Streifenpolizisten hörte man meilenweit kommen. Hardy erinnerte sich an seine eigene Zeit, als er mit Abe Glitsky auf Streife gewesen war.

Er war damals ein anderer Mensch gewesen. Jetzt kam er sich viel älter vor. Fast so, als ob er diese Bullen in Schutz nehmen müsste. Mit Streifendienst fing das Leben eines Polizisten an.

Sie kamen in den Raum, den Hardy den Walking Room nannte, weil er dort, in dem großen Becken, mit den Haien immer im Kreis herumging. Pico hatte sich umgezogen. Er trug jetzt einen Rollkragenpullover und eine Trainingsjacke und hatte immer noch die Badehose an. Er saß auf dem Rand des Beckens und starrte geradeaus ins Leere. Neben ihm stand die Trage mit dem Hai darauf.

»Hast du sonst noch was gefunden?«, fragte Hardy.

Pico rutschte vom Beckenrand herunter und warf Hardy einen vernichtenden Blick zu. Nachdem Hardy die beiden Polizisten vorgestellt hatte, ging Varela zu der Hand hinüber. Sie lag immer noch auf dem Fußboden, wo Pico sie hingeworfen hatte. »Ist das das, wonach es aussieht?«

»Genau«, sagte Hardy.

»Wo haben Sie den Hai her?«, fragte Soper. »Hey, Bobby!« Varela stocherte mit einem Bleistift auf der Hand herum. »Lass das sein, ja?«

Pico erklärte Soper, wie der Hai ins Steinhart-Aquarium gekommen war. Soper wollte wissen, wie das Fischerboot hieß, wie der Kapitän hieß, wann er den Hai gefangen hatte und so weiter. Hardy ging zu Varela hinüber, der sich noch immer über den Gegenstand beugte. Hardy sah ihm von oben her zu.

»Ziemlich scheußlich, was?«

Varela drehte den Kopf herum und blickte ihn über die Schulter hinweg an. »Nee, so was kriegen wir drei-, viermal die Woche.«

»Ich frage mich, ob der Bursche ertrunken ist.«

Varela bekam die Augen nicht davon los. »Hoffen wir's mal, oder? Falls er noch gelebt haben sollte ... Wie hätte Ihnen das an seiner Stelle gefallen?«

Soper war an ihnen vorbei in Picos Büro gegangen, um von dort aus zu telefonieren. Pico kam zu ihnen. »Er ruft irgendwelche Leute von einem Polizeilabor an. Ich stecke meine Hand auf keinen Fall mehr in den Bauch hinein.«

Varela schüttelte sich. »Kann ich nachfühlen.« Er ging zurück zu dem Hai, steckte die Spitze seines Bleistifts vorsichtig in den Bauch und hob die eine Seite an. »Ich kann nicht viel sehen.«

»Da ist noch mehr drin«, sagte Pico. »Wir hatten gerade erst angefangen.«

Varela trat einen Schritt zurück. »Dan hat recht. Ich glaube, wir sollten einfach warten.«

Hardy starrte auf die Hand hinunter. »Ich frage mich, wer das war«, sagte er.

»Na, das erfahren wir früh genug«, sagte Varela.

Pico lehnte sich gegen das Becken. »Wieso sind Sie sich dessen so sicher?«, fragte er. »Das kann doch jeder sein.«

»Wir haben immerhin einen wichtigen Anhaltspunkt.«

»Und welchen?«, fragte Pico

Hardy drehte sich um. »Lassen Sie mich mal raten«, sagte er. »Die Fingerabdrücke.«

Hardy hob seine rot geränderten Augen von den Seiten des Aktenhefters, in dem er las. Es war halb vier Uhr nachmittags. Die letzte Nacht hatte er durchgemacht, bis zum Sonnenaufgang. Er war vom Steinhart-Aquarium nach Haus gefahren, hatte sich in Schale – einen neuen braunen Anzug – geworfen und einen Blick in das neue Schlafzimmer riskiert, das er hinten ans Haus gebaut hatte. Frannie lag zusammengerollt im Bett, und auch Rebecca schlief. Dann war er in die Stadt, zum Justizpalast an der Siebten Straße, Ecke Bryant, gefahren und hatte in seinem Büro im zweiten Stock bei der Bezirksstaatsanwaltschaft zu arbeiten angefangen.

Der Job lief nicht besonders gut. Der Fall, über dem er jetzt brütete, stammte wie alle, die man ihm auf den Schreibtisch legte, aus den unteren Etagen der Gesellschaft. Diesmal ging es um eine Prostituierte, die sich von einem Zivilbulen hatte erwischen lassen, der als Tourist getarnt am Union Square herumgewandert war. Die Frau – Esme Aiella – war zweiundzwanzig, schwarz, schon zweimal erwischt. Gegen eine Kaution von 500 Dollar hatten sie sie freigelassen, und genau in diesem Augenblick, in dem Hardy ihre Akte studierte, ging sie wahrscheinlich wieder ihrem Gewerbe nach.

Hardy fragte sich, wozu das Ganze gut war. Oder der Fall des städtischen Angestellten Derek Graham, den sie beim Handel mit Marihuanabriefchen erwischt hatten – seinem Nebenerwerb. Hardy hatte Burschen wie ihn im College gekannt, und sehr wenige schafften es später, zu Drogenbossen im Medellinkartell aufzusteigen. Derek hatte drei Kinder, lebte im Mission-Viertel und versuchte, irgendwie über die Runden zu kommen, damit seine Frau zu Hause bei den Kindern bleiben konnte.

Trotzdem, Hardys Job war es nun, diese Übeltäter festzunageln, die armen kleinen Ganoven, die Pechvögel oder Dummköpfe. Hier ging es nicht um das erhabene Drama des Verbrechens aus Leidenschaft, auch nicht um die Romantik der großen Deals, die schiefgegangen waren. Hier ging es nicht um wunderschöne Menschen, die verzweifelt ihre Libido, ihre Gier, ihre Seichtheit abstritten. Nein, was sich hier abspielte,

lag tiefer, es lag dort, wo das Licht der Scheinwerfer nicht hinkam. Hardys Kunden lebten am gefährlichen Rand des Gesetzes. Sie rutschten aus, über die Grenzlinie des Gerade-noch-Erlaubten hinweg, merkten es nicht einmal, sie wollten nur etwas Geld, etwas Macht, einen kleinen Vorteil, vielleicht sogar ein bisschen Entspannung, ein bisschen Spaß im Leben, das sie nie aus dem Dunkel der völligen Bedeutungslosigkeit herausbrachte. Meistens, dachte Hardy, war es ein trauriges Leben.

Hardy hatte geglaubt, dass er nicht mehr diese Art Fälle bearbeiten müsste, wenn er wieder als stellvertretender Staatsanwalt zu arbeiten anfang, aber das war wohl unrealistisch. Er war inzwischen immerhin schon fast vierzig und hatte seine Ausbildung beim Bezirksstaatsanwalt bereits vor zehn Jahren absolviert. Damals hatte er mit sich gerungen, ob er es über sich bringen würde, die »Verbrecher ohne Opfer«, wie man diese Leute nannte, strafrechtlich zu verfolgen, diese kleinen Nutten, Kiffer, Gelegenheitsfixer und -sniffer. Im Grunde seines Herzens fand er nämlich, dass das – im Gegensatz zu denen, die anderen Leuten wehtaten – gar keine richtigen Verbrecher waren. Wenn Erwachsene unbedingt mit einer solchen Braut ins Bett steigen, sich mit irgendwelchem Dreck vollknallen oder von der Golden Gate Bridge springen wollten, sollte die Gesellschaft sich da nicht hineinmischen. Es gab ja weiß Gott genügend wirklich Schlimmes, mit dem er sich abmühen musste. Warum die kostbare Zeit auf solche Bagatellen verschwenden?

Aber mit dieser Haltung lag er völlig falsch. Das wusste er. Seine Aufgabe bestand darin, Leute, die sich strafbar machten, zu verfolgen. Egal, ob er das, was sie getan hatten, böse oder nicht böse fand.

Außerdem war er neu in diesem Job und hatte ihn nur deshalb bekommen, weil er mit ein paar Leuten, wie zum Beispiel dem Chefassistenten des Bezirksstaatsanwalts, Art Drysdale, zusammen Examen gemacht hatte. Er nahm auch an, obwohl er es nicht genau wusste, dass sein Ex-Schwiegervater, der Richter am Obersten Gerichtshof, Andy Fowler, ein Wort für ihn eingelegt hatte.

Zehn Jahre lang war er aus dem juristischen Beruf heraus gewesen. Er hatte als Barkeeper gearbeitet, war immer noch Teilhaber der Shamrock-Bar und konnte nicht verlangen, dass Burschen, die bei der

Stange geblieben waren, nun plötzlich höflich beiseitetraten und ihm die heißen Fälle überließen.

Natürlich, selbst wenn er Mordfälle bekäme – die Spaß machten –, hätte es sich meistens doch nur um NHs (»no humans involved«) gehandelt. Um Leute aus dem Bodensatz der Gesellschaft, die einander aus irgendwelchen albernen Gründen umbrachten. Zum Totlachen wären diese Fälle, wenn sie nicht gleichzeitig so tragisch wären ...

An diesem Morgen waren ihm draußen auf dem Korridor Arnie Tiano und Elizabeth Pullios über den Weg gelaufen. Sie hatten so heftig gelacht, dass sie sich kaum auf den Beinen halten konnten:

»... also, da versucht das Opfer, dieser arme Hundesohn Leon, mitten am Tag Radkappen an seinem Wagen anzubringen. Es ist sein Wagen. Ein roter alter Ford. Tja, und der Täter, Germaine, sieht ihn, kommt raus. Er fragt ihn, was er denn da zum Teufel an seinem, Germaines, Wagen herumfummelt. Der aber in Wirklichkeit um die Ecke herum geparkt ist. Sein Wagen sieht Leons ziemlich ähnlich, nehme ich an. Dasselbe Modell, ebenfalls rot und so weiter. Aber Germaine hat eine solche Wut im Bauch, er sieht nicht so gut, und Leon sagt ihm, hau ab, du Arsch, das ist mein Wagen – womit er ja recht hat. Also geht Germaine ins Haus, kommt mit 'ner Kanone wieder, und Leon sagt: »Was hast du vor, willst du mich erschießen?« Und Germaine sagt »Ja« und ballert neunmal in ihn hinein.«

Pullios stöhnte: »Ach, hör auf!«

»Ich schwör's dir: Da stehen zehn Zeugen in der Nähe und sehen zu, und dieser Kerl knallt Leon einfach ab, geht zurück ins Haus und legt sich hin zum Mittagsschlaf, und als wir bei ihm ankommen, schläft er immer noch.«

Und Arnie und Elizabeth lachten und lachten und lachten.

Aber es war immer noch besser als die Arbeit in der Bar.

Nicht, dass die Arbeit in der Bar ein schlechter Job war. Es war eine unkomplizierte Tätigkeit. Ein Leben ohne Stress. Er war stolz auf die Art gewesen, wie er die Drinks gemixt hatte, er war mit allen Leuten gut ausgekommen, er hatte sein Metier mit schlafwandlerischer Sicherheit ausgeübt.

Aber dann plötzlich genügte ihm das alles nicht mehr. Er wollte mehr, viel mehr. Nachdem er einmal aus dem ruhigen Trott heraus war, nachdem er versucht hatte, den Cochrans zu helfen und sein eigenes Leben zu retten, wurde ihm klar, dass er sich geändert hatte. Nur einfach sein Dasein fristen, das genügte nicht. Er hatte sich in eine Frau verliebt. Und die Frau hatte jetzt ein Baby, das er so behandelte, als ob es sein eigenes wäre, obwohl er nicht der Vater war.

Jetzt hatte er wieder eine Zukunft, die nicht mehr nur aus einer Aufeinanderfolge von Tagen in einem Guinnessnebel bestand. Er wunderte sich selbst darüber, wie wohl er sich fühlte.

Die Arbeit hinter der Bar war ihm mit der Zeit lästig geworden. Die Stammkunden, die kleinen Nutten, die blöden irischen Streitereien beim Pfeilwerfen und die Frage, ob Jameson besser als die protestantische Bushmills-Pisse schmeckte. Es war immer dasselbe gewesen, dieselben tiefeschürfenden alkoholischen Diskussionen, die sich am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang als albern und idiotisch herausstellten.

Also war er zur Juristerei zurückgekehrt, das war wenigstens ein richtiger Job und hatte mit Dingen zu tun, die ihn wirklich interessierten. Er passte zu dem neuen Leben, das er sich jetzt aufbauen wollte.

Und Frannie war auch wieder schwanger.

Das Büro des Gerichtsmediziners lag in demselben Gebäude, in dem Hardy arbeitete. Im Erdgeschoss. Vom Parkplatz aus ließen sich die Bahren leicht hineinrollen. Das Publikum konnte hereinkommen, ohne sich filzen zu lassen und ohne durch den Detektor zu gehen, der am hinteren Eingang des Justizpalastes stand.

Hardy saß in einem der gelben Plastikessel im Vorraum des Büros. Es war halb fünf Uhr nachmittags, er war um fünf mit Esmes Anwalt in seinem Büro verabredet. Jetzt machte er eine Pause und wollte mal sehen, ob er etwas über die Hand herausbekommen konnte.

Der junge Mann beim Empfang war eine seltene Ausnahme im öffentlichen Dienst. Sixto war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, trug eine Krawatte und richtige lange Hosen mit Bügelfalten, sein Haar war anständig gekämmt, und er sprach ein ordentliches Englisch, das grammatikalisch einigermaßen korrekt war. Ein Wunder.

»Ich glaub nicht, dass sie schon was rausgefunden haben, Mr. Hardy«, sagte er. »Es war heute kein guter Tag. Der Montag hat's meistens in sich.«

»Viel passiert am Wochenende?«

Sixto nickte. »Zwei Morde. Im Vorbeifahren erschossen, Sie wissen schon. Was ist bloß mit den Leuten los?« Darauf bekam Sixto keine Antwort, und er erwartete auch keine. »Deshalb bezweifle ich, dass die in der Sache mit der Hand schon was wissen, aber ich frage mal an, okay? Und wenn, dann gebe ich Ihnen Nachricht.«

Hardy bedankte sich bei Sixto und stand auf. Draußen vor dem Eingang des Justizgebäudes, im dicken Juninebel, blieb er stehen und warf einen Blick auf den Parkplatz. Rechts von ihm lag die Stadtautobahn und brummte geschäftig, wie immer zu Beginn der Stoßzeit. Da kamen vom rückwärtigen Eingang des Gebäudes Detective Sergeant Abe Glitsky und der Chefassistent des Bezirksstaatsanwalts, Art Drysdale, auf ihn zu.

»Na, ihr«, sagte Hardy und nickte.

Die beiden schienen nicht gut aufgelegt zu sein. Drysdale trat nahe an Hardy heran und sagte: »Wir wollen nicht darüber reden.«

»Über die Hand?«

Glitsky, der so groß und schwarz und gefährlich aussah, wie der schlanke weiße Drysdale gutmütig wirkte, schnauzte Hardy an: »Was für eine Hand?« Er ging an Hardy vorbei zur Tür und öffnete sie.

»Wir reden nicht darüber«, sagte Drysdale.

Sie gingen hinein. »So hab' ich das gern«, sagte Hardy. »Der freie, ungehinderte Fluss der Informationen, der anregende Gedankenaustausch ...«

Hinter ihm war die Tür ins Schloss gefallen. Hardy stand einen Augenblick lang da und zögerte, dann zuckte er die Achseln und ging hinauf ins Büro, um sich mit Esmes Anwalt zu treffen.

Aaron Jaans schlug das Bein mit dem einen der auf Hochglanz polierten Schuhe über das andere Bein mit der scharfen Bügelfalte und ließ ein Stück seines roten Sockenhalters sehen, der die lange schwarze Socke festhielt, die über die halbe Wade reichte. Es ging Hardy durch den Kopf, dass Jaans nicht nur Esmes Anwalt, sondern auch ihr Zuhälter sein könnte. Bei der Strafverfolgung von Zuhältern hatte Hardy keine moralischen Probleme. Er hasste Zuhälter.

»Ich glaube, das Hauptproblem ist hier die Tatsache, dass man sie schon mehrmals zuvor erwischt hat«, sagte Hardy. »Esme will anscheinend nichts dazulernen.«

Jaans lehnte sich auf den Hinterbeinen des Sessels zurück, in dem er Hardys Schreibtisch gegenüber saß. Er zog den Schlag seiner Hose über den Strumpfhalter hinunter. Der Anwalt hatte ein breites, schwarzes Gesicht, eine hohe Stirn, eine Adlernase und glattes Haar, das schon ein bisschen grau wurde. Er hatte immer noch einen leicht verschlagenen britischen Akzent von irgendwoher.

»Sie muss arbeiten gehen, Mr. Hardy. Und wir wissen beide, Sie und ich, dass Sie sie alle zwei Tage verhaften können, und trotzdem wird sie immer wieder auf die Straße zurückgehen, sobald sie draußen ist.«

»Aber nicht, wenn sie im Gefängnis sitzt. Dann nicht.«

Jaans rollte die Augen, aber nur kurz, weil zu viel Theater schaden konnte. »Gefängnis?«

»Es liegt ein Diebstahl vor. 416 Dollar sind keine Bagatelle. Das gibt

Gefängnis.«

Jaans beugte sich vor und stützte sich mit den Ellbogen auf die Knie. »Mr. Hardy, Sie und ich wissen, dass kein Richter gern so einen albernsten Fall verhandelt. Sonst erstickt er vor lauter Terminen. Und Ihr Zeuge? Sitzt ein oder zwei Tage im Gericht herum und kann seiner eigentlichen Arbeit auf der Straße nicht nachgehen. Wozu soll das gut sein? Wenn Sie all diese Leute vor Gericht stellen wollen ... Sie wissen doch selbst genauso gut wie ich, dass das nicht geht.«

Hardy hatte diese Art Belehrung ziemlich schnell satt. Er raschelte mit dem Hefter vor der Nase herum und tat so, als ob er darin lese. »Was ich Ihnen anbieten kann«, sagte er, »ist eine Verurteilung wegen Diebstahls auf Bewährung. Drei Monate Gefängnis oder ersatzweise fünftausend Dollar Geldstrafe.«

»Meinen Sie das ernst?«

Hardy nickte. »Jawohl.«

»Ist das irgendeine neue Anweisung von oben?«

Hardy schüttelte den Kopf.

»Wo soll meine Mandantin fünftausend Dollar herbekommen?

Glauben Sie, die zieht los und sucht sich einen Job als Tippse? Oder als Geschäftsführerin bei McDonald's? Das macht die nicht. Das kann sie gar nicht. Sie hat nichts gelernt, Mr. Hardy. Sie wissen, was sie tun wird, nicht wahr? Sie wird sich einen Monat lang hinlegen müssen, um so viel Geld aufzutreiben. Wollen Sie das?«

»Ich bin sicher, ihr Zuhälter könnte ihr dieses Geld in zweieinhalb Sekunden besorgen. Aber sie will nicht über ihren Zuhälter reden. Sie sagt, sie hat keinen Zuhälter. Also frage ich mich: Wie greifen wir uns diesen Zuhälter? Wie legen wir ihm das Handwerk?«

Jaans holte Luft. »Wissen Sie, Mr. Hardy, manche von diesen Zuhältern sind nicht gerade nette Menschen, das gebe ich zu, aber sie sorgen dafür, dass ihre Mädchen, wenn nötig, in Ruhe abtreiben können und so.«

»Sie sorgen dafür, dass der Betrieb läuft, das ist alles. Reine Geschäftssache.«

»Sie wissen, dass es ein Mädchen ohne Schutz nicht lange auf der Straße macht.«

»Wollen Sie mir erzählen, dass Zuhälter anständige Staatsbürger sind?«

Jaans kehrte die Handflächen nach oben. »Sie leisten einen Dienst.«

Hardy beugte sich vor. Er stützte sich mit den Ellbogen auf den Schreibtisch, hatte die Hände gefaltet. »Der Dienst, den diese Zuhälter leisten, Mr. Jaans, besteht darin, dass sie diese unwissenden, armen, traurigen, wirklich hilflosen Frauen nehmen, erniedrigen, mit Drogen vollpumpen und auf den Rücken legen, bis ihre Reize mit fünfundzwanzig verbraucht sind. Danach bleibt ihnen wegen der Spritzerei und der Krankheiten und der Schläge, die sie einstecken müssen, im Allgemeinen noch eine Lebensspanne von sechs Monaten.« Hardy holte Luft und beruhigte sich. »Also werden diese fünftausend Dollar bei Esme vielleicht den Entschluss auslösen, ihren Zuhälter preiszugeben, und dann komme ich vielleicht auch auf meine Kosten und habe noch ein bisschen Spaß.«

Jaans nickte. Das übergeschlagene Bein wippte zurück an seinen Platz, er stand auf und streckte die Hand über den Schreibtisch hinweg. Hardy war überrascht. Er erhob sich und entschloss sich dann zögernd, die Hand zu nehmen. »Ich werde meine Mandantin von Ihrem Angebot unterrichten«, sagte Jaans.

An der Tür blieb er stehen, wandte sich um und hob den Zeigefinger, um noch etwas hinzuzufügen. Aber dann ließ er es sein und verschwand nach draußen auf den Korridor.

Beim Griechen Lou, gegenüber dem Justizpalast, trafen sich die Polizisten und Staatsanwälte zum Essen und Trinken. Lous Frau war Chinesin und kümmerte sich um die Küche, also gab es ein eklektisches Sammelsurium von Speisen im Angebot wie Frühlingsrollen, Cho Mein, Schaschlik, Reispilaw, süß-saure Suppe, Baklava und Glückskekse. Gelegentlich erschien als Menü des Tages Kung Pao mit Fladenbrot und Pot-sticker Kebabs.

Es gab zwei Tresen, einen an der vorderen, einen an der hinteren Wand, und keinen Platz zum Hinsetzen. Jetzt, um halb sechs Uhr nachmittags, herrschte ein ohrenbetäubender Lärm. In der Mitte des Raums fand gerade ein Armdrücken statt, zwanzig bis dreißig Polizisten

brüllten durcheinander, es ging um das Geld, das sie gewettet hatten.

Drysdale und Glitsky standen am hinteren Ausgang, über einen älteren elektronischen Spielautomaten gebeugt, wo es darum ging, einen irgendwo aufleuchtenden Punkt abzuschießen. Hardy bahnte sich einen Weg durch die Menge. Drysdale lag mit acht zu sechs in Führung. Keiner der beiden Männer beachtete Hardy, als er hinzukam.

»Buh!«, sagte Hardy.

Glitsky sah ganz kurz auf – aber lange genug, um das aufblitzende Bild zu verpassen. »Verdammt«.

»Neun zu sechs«, sagte Drysdale. »Du musst schon aufpassen.«

»Du bist dran«, knurrte Glitsky.

Hardy sah den Lichtpunkt hier und da auftauchen, kreuz und quer. Diese beiden Bullen waren sehr gut, sie spielten wie die Weltmeister, der hin und her tanzende Lichtpunkt verlangte ihnen wirklich allerhand ab. Hardy ging zum Tresen hinüber, bahnte sich seinen Weg mit den Ellbogen, bis er ihn erreicht hatte, und bestellte ein großes Glas Preiselbeersaft mit viel Eis.

Hinten am Spielautomaten zog der besiegte Glitsky ein finsternes Gesicht. Drysdale lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, kreuzte die Beine übereinander und ließ sich sein Bier schmecken. Hardy setzte sich hin und warf einen Blick zu ihm hinüber: Drysdale hatte Glitsky mit elf zu sechs Punkten besiegt. »Du schuldest mir fünf Dollar«, sagte Glitsky zu Hardy.

Drysdale nippte an seinem Bier. »Mich schlägt er sowieso nie. Ich würde ihm ohnehin kein Geld geben.«

»Können wir über die Hand reden?«

»Was für eine Hand?«

Hardy sah Drysdale an. »Was für eine Hand«, sagte er.

Drysdale gab Abe eine kurze Zusammenfassung des Falles. Abe hatte den ganzen Tag lang die Angehörigen eines ermordeten alten Mannes verhört. Für ihn war die Hand nicht das bedeutendste Ereignis des Tages.

»Also wer ist es?«, fragte Glitsky, als Drysdale fertig war.

Drysdale zuckte die Achseln. »Irgendso 'n Typ«, sagte er. Dann fragte er Hardy: »Was gibt es da zu reden?«

»Was ist, wenn ihn jemand umgebracht hat?«

»Ja, was ist dann?«

»Du meinst, dass ihn jemand umgebracht hat?«, fragte Glitsky.

»Also, tot ist er jedenfalls. Wie es dazu gekommen ist, das weiß ich nicht. Ich dachte nur, ihr habt vielleicht etwas gehört.«

»Ich habe neulich einen guten neuen Song gehört«, sagte Glitsky.

Hardy wandte sich Drysdale zu. »Ich dachte, der Leichenbeschauer hat vielleicht irgendetwas herausgefunden.«

Drysdale runzelte die Augenbrauen. »Ich glaub' nicht mal, dass er sich das Ding angesehen hat.«

»Dieser Song, er klang so, als ob er von Garth Brooks wäre. Aber vielleicht war er auch von Merle Haggard. Diese Countrysänger klingen oft ziemlich ähnlich.«

Hardy lutschte an einem Eisstück. »Ja, aber wenn es sich doch herausstellen sollte, dass es ein Mord ist, würde ich den Fall gern bearbeiten.«

»Mord ist wohl ziemlich weit hergeholt«, sagte Drysdale. »Der Typ ist vielleicht einfach nur ertrunken.«

»Ich weiß. War nur eine Idee.«

Drysdale dachte über den Vorschlag nach. »Du hast noch nie einen Mordfall bearbeitet, oder, Diz?«

Hardy schüttelte den Kopf. »Nicht direkt.«

»Vielleicht war es aber auch Randy Travis«, sagte Glitsky. »Wenn er leise singt, klingt er manchmal wie Hag.«

Drysdale schien eine Minute lang angestrengt nachzudenken. Glitsky sumnte die ersten Takte seines Songs. Schließlich betrachtete Drysdale den letzten Rest Bier in seinem Glas und trank es aus. »Klingt fair«, sagte er zu Hardy. »Du hast das Ding gefunden. Wenn es ein Mord ist, bekommst du den Fall.«

Glitsky hörte auf zu summen. »Jetzt kommt Hardy ganz groß raus«, sagte er, und es klang so, als wäre er begeistert.

Hardy suchte in der Hosentasche nach Kleingeld und ließ ein paar Vierteldollarmünzen vor sich auf die Konsole fallen. »Macht noch ein Spiel zusammen«, sagte er zu Drysdale. »Und diesmal lässt du ihn gewinnen.«

Hardy saß auf dem Navajoteppich, der auf dem Fußboden seines Wohnzimmers lag, ganz vorne in seinem Haus. Im Schoß hielt er seine adoptierte Tochter Rebecca. Die Finger ihrer winzigen Hand betasteten die Knöpfe seines Hemdes. Im Kamin brannten ein paar Eichenholzscheite. Draußen wurde der Kokon aus Nebel, der das Haus einhüllte, immer dunkler. Hinten in der Küche hörte er Frannie summen, die nach dem Abendessen das Geschirr spülte.

Seit Frannie bei ihm eingezogen war, hatte sich das Aussehen des Wohnzimmers und des ganzen Hauses verändert. Früher hatte sich Hardy fast nur in den hinteren Räumen aufgehalten, in der Küche, im Schlafzimmer, im Büro. Das Haus war im alten »viktorianischen« Eisenbahnabteilstil gebaut – die Räume lagen hintereinander: vorn das Wohnzimmer, dahinter das Esszimmer, dahinter ein kleiner Raum für Haushaltsgeräte. Rechts von diesen drei Räumen war ein langer Gang, der an der Küche endete.

Während Hardy mit dem Entwurf und Ausbau von Rebeccas Zimmer hinten am Haus beschäftigt gewesen war, hatte Frannie die vorderen Räume neu tapeziert und weiß mit ein wenig Rosa angemalt. Hardys Habseligkeiten, die seine Beziehung zur Seefahrt ausdrückten, waren in sein Büro verbannt. Statt des verstaubten Kugelfischs stand nun eine exquisite Karawane aus gläsernen Elefanten auf dem Kaminsims des Wohnzimmers, venezianische Arbeit. Die Wand links vom Kamin schmückte nun ein gerahmtes Leonardo-da-Vinci-Poster mit Pferdestudien. Das eingebaute Bücherregal rechts davon hatte Frannie mit allerlei Bänden aus Hardys Büro gefüllt – Barbara Tuchman, Hardys vollständige Wambaugh-Sammlung, das meiste von Steinbeck, Marquez und Jack London. Vier neue Lampen in den Ecken erfüllten den Raum mit Licht.

Hardy nahm alles in sich auf – die Pflanzen, den dunklen Glanz der Esszimmermöbel aus Kirschbaumholz und das kleine Baby. Es kam ihm fast unglaublich vor, dass alles jetzt so bequem und stimmig war. Frannie war durch das Esszimmer gekommen und blieb in der Türöffnung stehen. Sie lehnte sich gegen den Türpfosten. Ihr langes rotes Haar schimmerte im Licht des Kaminfeuers. Sie trug Jeans, ein Sweatshirt mit einem Aufdruck der Stanford University und weiße

Reebok-Schuhe.

»Ihr wart so still«, sagte sie.

Hardy legte die flache Hand auf Rebeccas Bauch und fühlte, wie ihr Herz schlug. »Ich glaube nicht, dass ich jemals um diese Zeit zu Hause gewesen bin, als ich noch in der Bar gearbeitet habe.«

»Fehlt dir das?«

»Die Bar?« Er schüttelte den Kopf. »Nein. Es ist komisch. Ich dachte immer, ich wäre süchtig danach – du weißt schon, nach dem Lärm und dem Getriebe. Aber jetzt sitze ich hier, das Feuer knistert, und das reicht mir völlig.«

Sie kam zu ihm und setzte sich gegenüber auf den Teppich, die Beine wie eine Indianerin überkreuzt. Sie strich mit dem Finger am Bein ihrer Tochter entlang und ließ die Hand dort liegen. »Bist du nicht müde? Hast du letzte Nacht überhaupt geschlafen?«

Hardy zuckte die Schultern. »Wie Mr. Zevon sagt: Wenn ich tot bin, werde ich schlafen.«

Frannie hörte das nicht gern. Rebeccas leiblicher Vater, Eddie Cochran – Frannies damaliger Ehemann –, war vor etwa einem Jahr umgebracht worden.

Hardy wusste, was sie fühlte. Er legte seine Hand auf ihre. »Wenn du die Wahrheit wissen willst, ich bin sehr müde ...«

Als Frannie aufstand, um die Vorhänge am Erkerfenster zu schließen, läutete die Türglocke. »Wir wollen keinen Besuch«, sagte Hardy.

»Ich weiß«, sagte Frannie und ging zur Tür.

Jeff Elliot hatte ein Gefühl für Nachrichtenwerte, und wenn die Hand eines Menschen im Bauch eines Hais nicht mehr als eine Erwähnung auf der letzten Zeitungsseite verdiente, wollte er seinen Presseausweis fressen.

Er wusste, dass eine Menge der großen Storys – Watergate, die Bankenpleite der Lincoln Savings, Pete Rose – einmal als winzige Tropfen in dem großen Pool der Informationen begonnen hatten, der jeden Tag über das Zeitungspapier schwappte. Und nur bestimmte Reporter, die die Nachrichtenwelt als ihre Leinwand betrachteten, schafften es, aus den Tropfen ein Rinnsal und schließlich eine Flut zu

machen. Natürlich bestanden Nachrichten aus dem, was geschah, aber daraus eine Story zu entwickeln, das war es, was ihn interessierte. Erfinden konnte man solche Sachen nicht, aber man konnte sie interessant darstellen, einen bestimmten Blickwinkel aufzeigen, einen Aufhänger finden. Das war es, was einen guten Reporter ausmachte. Und Jeff wusste, dass er das Talent dazu hatte. Seinen Bossen war das bloß noch nicht aufgefallen.

Er kam beruflich nicht so richtig vorwärts, nicht so rasch, wie er sich das erhofft hatte. An seinem College in Wisconsin hatte er das Studentenblatt herausgegeben, danach drei Jahre beim Clarion in Akron, Ohio, gearbeitet und schließlich den großen Sprung zum San Francisco Chronicle geschafft. Aber jetzt saß er seit sieben Monaten an der Westküste und staunte darüber, dass selbst in einer so großen Stadt kaum irgendwelches Lesefutter aus den Polizeiberichten abfiel, das auch nur im Geringsten sexy war.

Und daraus hatte seine Arbeit bestanden – die Polizeiberichte zu lesen –, ein Knochenjob. Immer auf der Suche nach einem Hinweis auf die große Story, eine packende Geschichte, wie er sie brauchte. Und heute war die Sache mit der Hand gekommen.

Er stellte sich mit seinen Krücken in den Hauseingang und läutete. Kurz darauf öffnete sich die Tür, und eine sehr hübsche rothaarige Frau in einem Sweatshirt von der Stanford University stand im Eingang. Das Haus duftete nach brennendem Eichenholz und gebackenem Brot. Er grinste schüchtern.

»Es tut mir leid, wenn ich Sie störe«, sagte er, »aber stimmt es, dass hier Dismas Hardy wohnt? Ich bin Jeff Elliot vom Chronicle und würde ihm gern ein paar Fragen stellen.«

»Interessant, dass Sie das wissen wollen«, sagte Hardy. »Das Ding ist gerade aufgetaucht.«

»Was ist aufgetaucht? Die Frage, ob es ein Mord ist?«

Sie gingen ins Esszimmer, und Frannie hatte ihrem Mann einen Schwarzbraunen eingegossen – Guinness und Ale in zwei Schichten übereinander. Der Reporter, der wirklich nicht mehr als ein Junge mit kranken Beinen war, hatte eine Tasse Kaffee vor sich stehen. Frannie,

die schwanger war, saß ruhig vor einem Glas Wasser, stillte Rebecca und hörte zu.

»Also wahrscheinlich ist er, wer auch immer er gewesen sein mag, erst vor Kurzem gestorben. Es könnte sein, dass er einfach ertrunken ist und basta. Aber wir müssen auch damit rechnen, dass ihn jemand umgelegt und ins Meer geworfen hat.«

Der Reporter hatte sein Diktafon angestellt, es lag zwischen ihnen auf dem Tisch.

»Aber«, sagte Hardy, »wir sind noch weit entfernt von irgendwelchen Ergebnissen dieser Art. Ich glaube, der Leichenbeschauer hat das Ding bisher noch nicht einmal untersucht. Als ich aus dem Büro ging, hatte er es auf jeden Fall noch nicht getan.«

»Ist das normal?«

»Na ja, wenn es ein ganzer Leichnam gewesen wäre, hätte er bestimmt schon etwas unternommen. Aber wir haben keine Vermisstenmeldung, jedenfalls bis jetzt noch nicht. Ich bin sicher, dass man auch in den anderen Bezirken außerhalb von San Francisco angefragt hat.« Hardy zuckte die Schultern. »Das geht Schritt für Schritt vor sich. Irgendwann werden wir den Vermissten ermitteln.«

Frannie hatte ihr Baby gefüttert und ging jetzt nach hinten, um das schlafende Kind ins Bett zu bringen. Als sie zurückkam, hatte Dismas sein Bier ausgetrunken, und sie sah ihm an, dass er gleich einschlafen würde. Er hatte seit zwei Tagen kein Auge zugetan.

Sie redeten darüber, wie Pico Morales die Hand herausgeholt hatte, dort im Aquarium. Frannie trat hinter Dismas, massierte ihm die Schultern und räusperte sich. »Ich fürchte, diese Pressekonferenz muss hier enden. Ich habe es mit einem müden Mann zu tun, der zu stolz ist, das zuzugeben.«

»O Gott!« Jeff Elliot warf einen Blick auf seine Armbanduhr und schaltete das Tonband aus. »Tut mir leid. Ich wollte Sie nicht so lange aufhalten. Aber ich muss diese Geschichte aufschreiben und ausarbeiten.«

»Viel gibt die Story ja leider nicht her.«

»Ach, ich weiß nicht. Ich hab' so ein Gefühl. Die Hand muss doch irgendjemandem gehören, um Himmels willen.«

Hardy nickte. »Haben Sie eine Karte? Ich sage Ihnen Bescheid, wenn wir etwas herausbekommen.«